

Historie und Interdisziplinarität

Christoph H. von Hartungen

Von der Notwendigkeit, Geschichte interdisziplinär, d. h. fach- und epochenübergreifend zu verstehen und zu betreiben.

Anstelle eines Vorworts:

Folgender Text beinhaltet einige Überlegungen – senza troppe pretese – zum Thema: Wie soll man / will ich Geschichte betreiben bzw. was will Geschichte und warum gibt es sie überhaupt? Viele Dinge, die hier angeführt werden, wurden bestimmt bereits anderswo besser gedacht und geschrieben; diesmal geschieht es aus der Sicht meiner ureigenster Erfahrungen und aufgrund persönlicher Überlegungen. Aufgrund dessen habe ich es auch unterlassen abzuklären, ob die Historie eine Wissenschaft ist oder nicht, ich möchte das einmal als gegeben annehmen.

I. Status quo ante vel post – oder:

Wie stellt sich die Lage der Geschichte heute dar

Die seit der Aufklärung (und der mit ihr Hand in Hand gehenden industriellen Revolution) exponentiell gestiegene und bis heute unaufhaltsame Wissensexplosion hat es mit sich gebracht, daß es seither unmöglich geworden ist, einen Überblick über die vielen Bereiche menschlichen Wissens zu haben. Gleichzeitig haben sich auch die einzelnen Wissenschaftsbereiche immer mehr in Teildisziplinen aufgespalten, so daß es nunmehr auch hier immer schwieriger bzw. unmöglich wird, den Überblick zu behalten, geschweige denn die Sicht auf den Gesamtkomplex zu bekommen.

Das mag zwar dem Trend der Zeit nach immer größerer Spezialisierung und Arbeitsteilung entsprechen, verstellt aber andererseits den Blick auf die Welt, zumindest aber auf die Zusammenhänge eben in jenen Bereichen, in denen jeder einzelne von uns selbst tätig ist. Daher nun dieses Plädoyer, Geschichte epochenübergreifend und interdisziplinär zu betreiben.

Um gegebenenfalls inhaltliche Unschärfen zu vermeiden und auch die Arbeit einfacher zu gestalten, soll zuerst festgehalten werden, was im Rahmen dieser Abhandlung unter Interdisziplinarität zu verstehen ist: Zum einen soll das bedeuten, die Historie epochenübergreifend zu sehen und zu respektieren: von der Antike bis zur Gegenwart, auch mit Einbeziehung von Archäologie und Vor- und Frühgeschichte – dies in unseren Breiten spätestens seit der Entdeckung des “Ötzi”. Nicht zu schweigen natürlich von den jeweiligen Fachsparten der Historie, deren Anzahl beständig zunimmt und ebenfalls zur Aufsplitterung beiträgt, deren Leistungen jedoch keinesfalls mehr weggedacht werden können, von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zur Geistesgeschichte mit all ihren Nebensparten, der Familiengeschichte, der Alltagsgeschichte, der Frauengeschichte usw. Vollständigkeit kann da ohnedies nie mehr erreicht werden.

Zum anderen bedeutet Interdisziplinarität auch Offenheit für andere Wissensbereiche, die der Historie zahlreiche Anregungen, Einsichten und Fortschritte verschafft haben: Abgesehen von den historischen Hilfswissenschaften im engeren Sinn (Paläographie, Diplomatik, Heraldik, Sfragistik, Numismatik usw.) die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, die Jurisprudenz, die Psychologie, die Politik, besonders aber die Geisteswissenschaften, allen voran die Literatur.

Sie ist nämlich die engste Verwandte der Geschichtsschreibung – wenn hier von Geschichte die Rede ist, so ist in erster Linie natürlich die Geschichtsschreibung gemeint – und ihre große Lehrmeisterin. Denn Geschichte wird fast ausschließlich in Form von Erzählung präsentiert, gute Geschichte in Form von spannender Erzählung. Dies erkannten schon die “alten” Griechen, und zwar die Hellenisten: Nach über 700jähriger Beschäftigung mit Literatur – ausgehend vom Epos – und einer immerhin mehr als 300jährigen Befassung mit Geschichtsschreibung – ausgehend von Herodot – wiesen sie letzterer eine eigene Muse zu (Klio), nach Kalliope (Muse der epischen Dichtkunst und Mutter des Orpheus) unmittelbar an zweiter Stelle gereiht.

Bei einem solchen Maximalprogramm – wie oben ausgebreitet – wird wohl mancher entgegenen: Wie soll denn das zu schaffen sein?!, oder: So was kann eine Einzelperson unmöglich “derpacken”! Nun, das wird jedem vernünftigen Menschen einleuchten, doch geht es hier um etwas anderes: Der Historiker befaßt sich – sei es einmal dahingestellt, ob “aktiv” als Forschender und Lehrender oder “passiv” als Lesender/Lernender – mit der Vergangenheit der Menschen. Um diese umfassend zu verstehen und auch beurteilen zu können, muß er möglichst viele Bereiche menschlichen Denkens, Handelns und anderer (äußerer) Einflüsse kennenlernen und in seiner Arbeit miteinbeziehen. Je mehr, je besser ihm dies gelingt, desto größer sind seine fachlichen Fähigkeiten.

Der Historiker – und das gilt wohl für alle Geisteswissenschaften – sollte also ein Allrounder sein, ein umfassend gebildeter Mensch, ein Polyhistor, d. h. ein vielkundiger, vielwissender Mensch. Wir wissen alle, daß dies nicht/nie möglich ist bzw. war. Wohl seit jeher hat es verschiedene "Geschichten" gegeben, für die man/frau sich entschieden hat. Aber in dem Bereich, den jeder einzelne für sich ausgewählt hat, sollte er so fächerübergreifend vorgehen, als es eben möglich ist. Historie ist eine der fächerübergreifenden Wissenschaften "guthin"; denn folgendes darf niemals aus dem Auge gelassen werden: Da die jeweiligen Fachdisziplinen sich gegenseitig bedingen und die einzelnen Epochen chronologisch aufeinander aufbauen, kann die Historie nur eins und unteilbar sein. Nun, die Realität sieht völlig anders aus, viel trauriger als es m. E. diesem Fach guttut; davon im nächsten Abschnitt.

II. *Rerum cognoscere causas* – oder: Den Dingen auf den Grund gehen

Wo liegen die Ursachen, daß es dem einzelnen Historiker immer schwerer fällt, über den eigenen Tellerrand hinauszusehen? Vordergründig wird da sofort mit der Spezialisierung argumentiert, doch greift dieses Argument nur halb; denn das erklärt nicht das Desinteresse an den anderen Fachbereichen unseres Wissenschaftszweiges und schon gar nicht den gar nicht so selten anzutreffenden süffisant-selbstherrlichen Ton, den manche "Spezialisten" den Fachkollegen anderer Sparten gegenüber an den Tag legen. Um der Wahrheit näherzukommen, müssen wir da schon tiefer graben!

Ein Grund ist bestimmt im Charakter und den Vorlieben jedes einzelnen zu suchen. Warum interessiert sich der eine für die Zeit der Römer, findet der andere die Zeit der Gegenreformation so aufregend, wieder ein anderer die Entstehung des modernen Staates in Europa im 13. und 14. Jahrhundert, versucht ein weiterer mit aller ihm möglichen Akribie das Wesen, die Hintergründe des Faschismus im Europa der Zwischenkriegszeit zu ergründen? Wann hat sich jeder von uns für einen bestimmten Bereich der Historie entschieden und warum?

Als Frau hat sich jemand bewußt dafür entschieden, Frauen-Geschichte zu betreiben. Aus seinem gesellschafts- bzw. sozialpolitischen Engagement heraus hat ein anderer das Bedürfnis verspürt, den aktuellen Zuständen endlich auf den Grund zu gehen und sich daher für die Zeitgeschichte entschieden. Wieder jemandem ist das vielleicht zu banal, er will die Dinge noch tiefer ergründen, die Ursprünge unserer Kultur, unserer Gesellschaft noch genauer erforschen und wendet sich folgerichtig Antike oder Mittelalter zu. Bei manchem spielten die familiären Bindungen und Traditionen, die Familiengeschichte, eine Rolle.

Brachten ihn die Vorlieben der Gruppe/Gemeinschaft, der er angehört, oder sein schulischer Werdegang dazu?

Bei vielen von uns wird die Historie als wirklich identitätsstiftend erfahren, als Verankerung des eigenen Ichs im gesellschaftlichen Umfeld. Für gar nicht so wenige mögen auch sehr, sehr persönliche Gründe ausschlaggebend gewesen sein: die Faszination einer überschaubareren, ruhig dahinfließenden Vergangenheit gegenüber einer unübersichtlichen Gegenwart. "Dort" kann nichts Unvorhergesehenes mehr passieren, weil ohnedies schon alles passiert ist; gleichzeitig können die Fakten selektiv zur Kenntnis genommen und ausgewählt werden. "Hier" im Tagesgeschehen ist das nicht der Fall; da stürmen die Ereignisse "ungefragt und unaufgefordert" auf jeden von uns ein.

Nicht von der Hand zu weisen sind auch ganz banale "Entscheidungshilfen", z. B. die leichtere oder schwerere Zugänglichkeit der einen oder anderen Sparte. Der Einstieg in die Zeitgeschichte ist bestimmt leichter als der in die Geschichte des Mittelalters oder der Antike; da sind die Anforderungen an den Anfänger ganz beträchtlich (Sprache, Schrift, Quellen, der kulturelle Abstand usw.). Später dann wird die Arbeit leichter, übersichtlicher und ist weniger dauernden Umdenkungs- und Neubearbeitungszwängen unterworfen als die Zeitgeschichte. Diese "leidet" hingegen unter einem gewaltigen und in den letzten Jahrzehnten schier unermeßlich angewachsenen Material-Berg, den es zuerst zu bewältigen gilt, ehe Forschungsergebnisse "herausgearbeitet" werden können.

Da diese Entscheidung über weite Strecken aus existentiellen Beweggründen herrührt, sieht jeder einzelne seine Wahl als die einzig richtige an; die anderen Sparten erscheinen ihm folgerichtig meist als weniger wertvoll. (Vor-)Urteile vom staubigen, vertrockneten Mediävisten, dessen Arbeit nur fünf weitere wirklichkeitsferne Archivwürmer interessiert, bzw. vom Publicity-geilen Zeithistoriker, dem es nur um billige Erfolge in der Öffentlichkeit geht, mögen zwar Extrempositionen darstellen, sind aber in nuce in unser aller Köpfe angelegt.

Natürlich – ein kleines Körnchen Wahrheit steckt auch in solchen Vorurteilen; hier kommen wir wieder auf die allzu systematisch ab- und ausgrenzende Spezialisierung zurück. Neben ihren unbestreitbaren Vorteilen – genauere Kenntnis, stärkere Vertiefung in die Materie, unabdingbar bei der Wissensfülle und dem Forschungsstandard von heute – bestimmen eben oft ihre Nachteile das Bild, das sich die mehr oder weniger fernstehenden Fachkollegen von den anderen Sparten machen.

Denn nur auf das eigene Fach beschränkte Historiker führen tatsächlich oft ein Maulwurfdasein, d.h. sie graben und graben, aber immer

im Dunkeln, kennen nur ihren engsten Bereich, sind aber blind für das Drumherum, für die größeren Zusammenhänge. Vielfach beackern sie auch nur irgendeinen kleinen Abschnitt bzw. Thema, sind also wahre "Schmalspurhistoriker", ohne einen Blick für die Geschichte links oder rechts ihres Weges, am wenigsten für das, was "vor ihrer Zeit" geschehen ist. Überhaupt scheinen Historiker gar nicht "rückwärtsgerichtet" zu sein, d. h. hinter den eigenen Fachbereich zurückgehen und -schauen zu wollen: Eher versteht ein Mediävist etwas von Zeitgeschichte als umgekehrt.

Extremes Spezialistentum führt dann dazu, daß eigentlich nur mehr die Fachwelt als Zielpublikum angesprochen wird. Dieser Vorwurf trifft die Zeitgeschichte – Schlagwort: Option – genauso wie die Vor- und Frühgeschichte. Das hat zur Folge, daß "normale" geistig aufgeschlossene und interessierte Menschen einfach den Zugang nicht mehr finden; dann erscheint eine solche Tätigkeit gemessen an ihrem Aufwand unverhältnismäßig. Denn ist die Historie der Allgemeinheit nicht mehr wirklich zugänglich, welche Bedeutung kann ihr da noch zukommen? Hauptaufgabe jeder Wissenschaft muß es doch sein, ihren Beitrag zu leisten für die Zunahme der Menschheit "an Weisheit, Erkenntnis und Verstand".

Im übrigen macht eine solche Sicht- und Arbeitsweise auch blind für die Zusammenhänge im ureigenen Arbeitsbereich, wo man dann vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. "Der Fachsimpel ist auch in seinem Fach ein Simpel!" pflegte in einem solchen Zusammenhang mein verehrter Lehrer Franz Hampl (em. o. Prof. für Alte Geschichte, Innsbruck) immer zu sagen.

III. Quid faciendum sit – oder: Was tun?

Eingangs muß eines klargestellt werden: Niemand kann zur Offenheit oder Aufgeschlossenheit anderen Teilbereichen der Historie gegenüber gezwungen werden. Interesse und Neugier lassen sich nicht aufzwingen; das ist genauso wie mit der Liebe. Aber: Wichtigstes Postulat eines Historikers, der seine Arbeit nicht nur als Handwerk versteht, sondern als Aufgabe und Liebhaberschaft (= Amateur), ist die Toleranz seinem Forschungsobjekt gegenüber, in gleichem Ausmaß dem Fach als Ganzen und den Teildisziplinen der Fachkollegen gegenüber.

Wie aber soll/kann so was erreicht werden?

1. Indem jeder mit offenen Augen durch die Welt geht, hin und wieder auch die Nase in andere Disziplinen steckt, sei es im Bereich Geschichte oder in einem völlig anderen. Für Inspirationen genügt es manchmal, eine Zeitung oder ein Buch zu lesen, eine Reise zu machen, ein Ge-

spräch zu führen u. a. Forschungsinstitute, Universitäten, Arbeitsgemeinschaften, Gesprächsrunden – immer vorausgesetzt sie funktionieren – können und sollen der ideale Nährboden dafür sein. Dieser Wissensaustausch mit anderen Fachkollegen weckt und schärft das Gespür auch für andere Zweige der Historie; gleichzeitig wird auch das Gespür für den eigenen Teilbereich ungeheuer belebt, da man ihn mit anderen Augen betrachtet und so mehr bzw. Neues sieht.

2. Jeder Historiker soll seine Arbeit immer wieder hinterfragen: Welchen Nutzen hat sie für die Gemeinschaft, deren Infrastrukturen – z. B. Archive und Bibliotheken – er ja schließlich auch in Anspruch nimmt, für das bereits erwähnte Fortschreiten ebendieser? Selbstverständlich kann das nur jeder einzelne für sich selbst beurteilen, daher ist seine intellektuelle Redlichkeit gefordert. Doch findet diese Hinterfragung auch durch "Außenstehende" statt. Ihren Fragen muß sich der Fachhistoriker stellen, darauf hat er sich einzuarbeiten – seinem Fach zuliebe. Dabei ist festzuhalten, daß nichts so logisch und so selbstverständlich ist, um nicht in Frage gestellt zu werden.

3. Daraus jedoch abzuleiten, daß Themen und Forschungsbereiche vorgeschrieben bzw. untersagt werden könnten, wäre totalitär. In den Ländern mit Faschismus- und Realsozialismus-Erfahrung konnte jeder sehen, wohin das führt: zur Austrocknung der Wissenschaft, und nach manch anfänglicher Blüte und manchen unbestreitbaren Erfolgen (z. B. Sozial- und Alltagsgeschichte) zu ihrem Niedergang. Denn bestimmte Fragestellungen lassen sich nicht vorausplanen bzw. zukünftige Valenzen lassen sich nicht berechnen. Plötzlich treten Wissenschaftsdefizite zutage, weil eben Beschränkungen von oben oder außen die Arbeit an solchen Bereichen nicht zuließen. Vor solchen totalitären Anwendungen ist keine Gesellschaft gefeit; immer wieder gibt es Versuche, den Historikern "nahezulegen", was gerade erforschenswert wäre und was nicht. Daher heißt es, vor solchen Tendenzen immer auf der Hut zu sein bzw. aufgeschlossen und tolerant anderen, neuen Forschungsansätze gegenüber.

Aus diesem Grunde ist es unvermeidbar, jedes Forschungsinteresse grundsätzlich als legitim und gerechtfertigt (= fast ein Pleonasmus) anzuerkennen. Immer wieder bringen momentan als unwichtig und bedeutungslos abgetane Forschungsvorhaben und gleichsam so nebenher angefallenes Hintergrundwissen die Wissenschaft einen Schritt weiter; man vergleiche nur die seinerzeit völlig neuartigen Forschungsansätzen und Erkenntnisse eines Eric Hobsbawm (Banditen) oder Carlo Ginzburg (Käse und Würmer u. v. a.).

Es wird nämlich immer wieder neue Fragen an die Geschichte geben, eben weil die Menschen immer wieder neue Fragen an das Leben haben. Und es gibt – paradoxerweise für einen Beitrag der sich mit dem Thema "Interdisziplinäres" befaßt – so viele Geschichten (auch im Doppel-

sinn des Wortes) wie es Geschichtstreibende gibt; jedem muß man seine Interessen, seine Wahl- und Entscheidungsfreiheit lassen. Dennoch: Um nicht in jegliche Art der Beliebtheit zu verfallen, braucht es eben die Hinterfragung und die kritische Distanz.

IV. Cui prodest – oder: Wozu soll das alles gut sein?

Neben der "Versicherung" der eigenen Wurzeln, der eigenen Herkunft, wovon schon die Rede war bzw. sein soll, hat Geschichte m. E. die Aufgabe, größere Perspektiven, größere Gelassenheit zu eröffnen, da mit ihrer Hilfe der Blick eben doch weiter reicht und nicht kurzfristig am Tagesgeschehen hängenbleibt. Damit kommt dem Historiker die Aufgabe zu, gerade dieses Anliegen durch Bekanntmachen, Unters-Volk-Bringen (= divulgieren) seiner Arbeitsergebnisse zu verwirklichen.

Zur "Bewältigung" dieser Aufgabe leisten alle Teilbereiche der Geschichte ihren Beitrag. Etwas unmittelbarer natürlich die Zeitgeschichte, nicht weniger bedeutsam auch die anderen. Dabei genügt es, von den Problemen auszugehen, welche die Menschen von heute beschäftigen und bedrängen. Schlüsselereignisse bestimmen und beeinflussen nach wie vor unser Leben; wollten wir einige Momente aufzählen, so genügte der Verweis auf die Jahre 1492, 1789, 1919 für ganz Europa; für unsere engere Heimat zusätzlich vielleicht noch 1363, 1809, 1939, die Aufzählung wäre endlos lang. Aber auch noch "fernere" Ereignisse/Entwicklungen haben Nachwirkungen bzw. können unser Denken und Handeln beeinflussen.

So ist es m. E. wirklich spannend zu erfahren, daß schon die antiken Menschen – in Attika, in Italien und, und, und – mit vom Menschen verursachten Umweltproblemen (hervorgerufen z. B. durch uneingeschränkte Abholzungen) zu kämpfen hatten und gezwungen waren, irgendwelche teuren, aber wenig effizienten Sanierungsmaßnahmen in die Wege zu leiten. Ein großes Grundthema unserer Tage sind die vielen Einwanderer in Europa bzw. die Entstehung einer multikulturellen Gesellschaft ebenda. "Multikulti" gab es aber fast immer und fast überall: Wie kam man damit im alten Rom, in Konstantinopel, in Alexandrien – dem New York des hellenistischen Zeitalters –, im mittelalterlichen Sizilien und Spanien, im altösterreichischen Wien, in den USA zu Rande bzw. nicht zu Rande?! Lassen sich Parallelen zur heutigen Lage ziehen?!

Wie spannend zu erfahren, daß Empfängnisverhütung mittels bestimmter, heute unbekannter oder ausgestorbener Pflanzen und Geburtenrege-

lung mittels Aussetzung von Neugeborenen schon in der Antike und völlig legal praktiziert wurden; daß das also nicht eine reine Erfindung des dekadenten, dem Untergang geweihten 20. Jahrhunderts ist. Das selbe Lied hören wir alle ja auch in Bezug auf Aids; dabei reagierten die Menschen des 16./17. Jahrhunderts fast genauso – ungläubig, hilflos, aggressiv – auf die damals epidemisch sich ausbreitende Syphilis.

Wozu sollen wir die Welt des Rittertums erforschen oder uns damit auseinandersetzen, ist ja alles so schrecklich weit weg. Aber: Der von den Rittern hochstilisierte Kult der Gewalt, des Kampfes hat wesentlich die auf gewaltsame Expansion ausgerichtete Gesellschaft mitbestimmt – nicht unähnlich den japanischen Samurai – und ist ein wichtiger Grund für die heutige Vorherrschaft der 1. Welt. Genauso haben unser heutiger Staat und unser Staatsverständnis ihre Entwicklung im Hochmittelalter genommen; für ein wirkliches Verstehen ist die Auseinandersetzung mit diesen Wurzeln unabdingbar.

Ganz abgesehen davon, daß auch die große, die hohe, von vielen vielleicht als abgehoben empfundene Geschichte – die Geistesgeschichte – und damit auch “unser” Denken, unsere Sichtweise der Welt, extrem weitergedacht auch die Antriebe unseres gesellschaftlichen Handelns ihre Wurzeln im Geistesleben der Antike haben. Aber auch damals war Geistesleben von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im weitesten Sinn abhängig; um die Ursprünge, besser die Ursachen, dieses Geisteslebens zu erfassen, um zu erfahren, warum Griechen, Römer und andere so handelten bzw. dachten, müssen diese Rahmenbedingungen eben erforscht und aufgearbeitet werden.

Nicht viel anderes läßt sich übers Mittelalter erzählen! Gerade wir skeptischen, ernüchterten Bürger des ausgehenden zweiten nachchristlichen Jahrtausends, die wir zur ungeliebten Europäisierung verdammt scheinen, sollten doch einmal einen Blick zurückwerfen. Gerade im Mittelalter bildete Europa eine kulturelle Einheit; damals konnte ein Student ohne bürokratische Hemmnisse zwischen Paris, Bologna, Coimbra und Prag “pendeln”. Heute hingegen... Diese geistig-kulturelle Einheit existierte allerdings vor einem Hintergrund einer unglaublich großen sprachlichen, wirtschaftlich-sozialen und politischen Vielfalt. Könnte das nicht einen Anreiz bieten, den schwerfälligen europäischen Kolob von seinen tönernen (wirtschaftlichen) Füßen endlich auf seinen (kulturellen) Kopf zu stellen?!

V. Dulcis in fundo: Regio X^a – oder: Wozu dient Regional-Geschichte?

Nun steht es einem Regionalhistoriker gut an, nicht zu vergessen, daß es neben der chronologischen und fachspezifischen auch eine geographi-

sche Spezialisierung gibt, eben die Geschichte eines kleineren, überschaubaren Raumes. Ein solcher Teilbereich ist den Gefahren, die einem allzuverbreiteten Spezialisierungs- bzw. gar Fragmentierungstrend innewohnen, noch viel stärker ausgesetzt. Er ist fast überall zum geliebten und gepflegten "hortus deliciarum" bodenständiger Forscher geworden, die sich darin zurückziehen, ihn liebevoll bearbeiten und seine Früchte im Kreise Gleichgesinnter genüßlich verzehren.

Als Folge resultiert daraus die wachsende Unmöglichkeit und Unlust über den eigenen Gartenzaun hinauszuschauen, dafür aber die Gartenpflege – sprich: das Sich-darin-Vergraben – zu intensivieren. Man (fast immer handelt es sich ja um Männer vorwiegend älteren Jahrgangs) ist dann unübertreffbarer "Experte" im eigenen Bereich, braucht sich daher nicht mit anderen Fachkollegen zu messen und auseinanderzusetzen und "gilt was" in einschlägigen Kreisen. Wer nur seinen engen, fest umrissenen Bereich kennt, ist sicherlich ein guter Handwerker oder Heimatforscher, aber kein Historiker. Allerdings stellt sich die Frage, ob nicht auch ein gut ausgeübtes Handwerk einen Wert an sich darstellt; denn schließlich, wieviel verdient ein Handwerker, wieviel ein Historiker...

Da sich regionale Identität vorwiegend aus gemeinsamer – echter oder konstruierter – Vergangenheit nährt, die Tiroler sich auf ihre regionale Eigenheit viel zugute halten, ist in hiesigen Breiten ein ständiger Bedarf an "Geschichten" gegeben. Allerdings leidet diese – nennen wir sie einmal traditionelle – Regionalgeschichtsschreibung schon seit Jahren an einer gefährlichen Auszehrung.

Die Altmeister dieser Zunft, über deren ideologische Verankerung sich sicherlich trefflich streiten ließe, waren in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wirklich innovativ und gaben dem Fach wichtige Impulse – es sei hier nur auf das Trio Wopfner, Stolz und Huter verwiesen, ohne auf die noch älteren Hirn eins und Hirn zwo, Voltolini, Egger, Jäger und verschiedene andere mehr zurückgreifen zu wollen. Heutzutage wird zwar auch über Tiroler Regionalgeschichte geforscht und gelehrt – eigentlich mehr als früher – doch bleiben die meisten Arbeiten, unter denen sich wirklich verdienstvolle und wichtige befinden, zu sehr im Detail, im engen begrenzten Spezialbereich stecken. Wir wissen heute viel mehr Bescheid über einzelne Bäume, doch über den Gesamtzustand des Waldes sind wir lang nicht so gut informiert. Der letzte, der für Tirol ein eigenständiges Gesamtbild des 19. und 20. Jahrhunderts erarbeitet hat, war wohl Claus Gatterer, und der war kein "Fachhistoriker"!

Neue Impulse zu Tirol kommen eigentlich immer mehr von außen, verwiesen sei da nur auf den Bereich Bauernkriege, auf die Forschungen zur frühen Neuzeit, zu Gegenreformation und Absolutismus (Macek, Bücking, Blickle). Aber nicht nur die drei eben erwähnten Historiker,

auch Leute wie Ginzburg, Mitterauer, Hanisch oder ausgeprägte "Regionalhistoriker" wie Prinz (Bayern) oder Dopsch (Salzburg) zeigen, daß Geschichte der kleineren, überschaubaren Räume nicht immer Provinzialität oder Provinzgeschichtsschreibung bedeuten muß.

Anderen Fachsparten gegenüber hat der Bereich Regionalgeschichte jeweils einen Vorteil und einen Nachteil. Hier besteht auf Grund der räumlichen Begrenzung noch am ehesten die Möglichkeit, größere Zeitabschnitte einigermaßen zu überblicken, benachbarte geographische und fachliche Räume in die Arbeit miteinzubeziehen und damit so etwas wie Synopsis (Zusammenschau) zu betreiben. Hat man/frau einmal einen solchen Überblick im kleinen, so ließen sich die Erkenntnisse leicht(er) auf größere Bereiche übertragen: Lernen am Fallbeispiel und daraus Nutzen fürs Ganze ziehen.

Allerdings – der Nachteil darf nicht verschwiegen werden! Forschungen zur Regionalgeschichte sind wegen ihres beschränkten Interessantheitsgrades nur allzuoft "einmalig", d. h. ein einziger Autor bearbeitet/durchwühlt einen Bereich, und die Ergebnisse dieser Arbeit – geprägt natürlich vom ideologischen und wissenschaftlichen Hintergrund dieses einen – prägen von da an die Sichtweise einer bestimmten Epoche, eines bestimmten Ereignisses. Nur vereinzelt sind Themen so umstritten, daß es sich "auszahlt", mehrere und kontroverse Standpunkte und Forschungsansätze zu bearbeiten; eine solche Ausnahme ist der Bereich Option und angrenzende Ereignisse.

Diese "Einmaligkeit", die sich letztlich auf ein allzu beschränktes Potential zurückführen läßt, bedingt dann auch, daß viele Bereiche der Landes- und Regionalgeschichte ausgeklammert werden, weiße Flecken auf der historischen Landkarte bleiben. Für Tirol wären zahlreiche dieser "weißen Flecken" aufzufädeln: die Gegenreformation, oder wie aus dem unruhigen Tirol das "Heilige Land" wurde; die Aufklärung in Tirol und die Reaktionen darauf; die Epoche der Revolutionskriege und ihre Hintergründe; Andreas Hofer und seine Zeit (die dafür nach wie vor grundlegenden Werke sind vor mehr als 80 Jahren entstanden); der Vormärz und die Revolution von 1848 (erst seit wenigen Jahren ist bekannt, daß es aus Tirol auch einen liberalen Abgeordneten in der Frankfurter Nationalversammlung gab); der Erste Weltkrieg (seit 1954 – Dissertation Eigentler – ist in und über Tirol nichts Grundlegendes und Überblickartiges mehr erschienen); der Faschismus in Südtirol (bis heute gibt es noch keine "flächendeckende" Arbeit, die sich auf Archivquellen stützt); Südtirol nach 1945... Die Liste ließe sich nach Belieben und Kenntnis jedes einzelnen Lesers fortsetzen und ausdehnen.

Welcher Ausweg aus dem Dilemma? Wie läßt sich der Nachteil "Einmaligkeit" mit dem Vorteil "Überschaubarkeit" aufheben bzw. ins Gegenteil verkehren? Natürlich nur – und hier kommen wir wieder auf

das Grundthema dieses Aufsatzes zu sprechen – durch Aufgeschlossenheit und Offenheit jedes einzelnen den verschiedenen Teildisziplinen des Faches gegenüber. Das vermag jeder von uns von sich aus zu leisten, impliziert allerdings auch eine nicht zu unterschätzende weltanschauliche Offenheit, fern jeglicher provinzieller Kleinkariertheit. Um das zu erreichen bzw. zu verhindern, gibt es nur einen Weg: die Vernetzung, eine zweifache Vernetzung!

Zum einen soll/muß eine persönliche Vernetzung stattfinden, d. h. der einzelne Regionalgeschichtler soll sich ein geistiges Beziehungsgeflecht schaffen, mit Fachkollegen seiner Region, aber auch anderer Regionen und Fachbereiche. Nur dadurch kann jene Offenheit entstehen, die ein Abgleiten in den Provinzialismus, in die Heimatgeschichte verhindert. Wird sie in den allgemeinen historischen Diskurs eingebettet, ist selbst die kleinste und unbedeutendste Mikrogeschichte ein Beitrag zur Geschichte im großen.

Aber, um eine solche individuelle Aufgeschlossenheit am Leben zu erhalten, ihr frühzeitiges Austrocknen zu verhindern, braucht es die zweite, die institutionelle Vernetzung, um sich in Vereinen oder Institutionen mit anderen Kollegen zu treffen, zu messen, Erfahrungen und Erkenntnisse auszutauschen. Und es bedarf der Institutionen, die untereinander in Kontakt treten, die im Idealfall sich über große Entfernungen erstrecken und den Wissensaustausch auch zu regional begrenzten Thematiken ermöglichen – einen steten, regelmäßigen Gedanken- und Forschungsaustausch.

VI. Cicero pro domo – oder:

Was ist Geschichte und was kann, was soll sie leisten?!

Zu guter Letzt, und nachdem wir ihr über mehrere Seiten hinweg sorgfältig aus dem Weg gegangen sind, müssen wir uns doch der Frage stellen, wozu die Historie überhaupt gut ist, wozu es sie eigentlich braucht: Wozu gibt es sie überhaupt, warum wurde sie erfunden, was ist/sind ihre Funktion/en?

Nun, eine Befassung mit der eigenen Vergangenheit, der Vergangenheit der eigenen Familie oder Gruppe hat es “schon immer” gegeben, liegt eigentlich im Wesen des Menschen begründet. Denn neben der “vernünftigen” Anwendung von Gegenständen und Werkzeugen – was letztlich auch viele Tiere vermögen – war es wohl das Bewußtwerden von Zeit und Vergänglichkeit, von Gestern und Heute, das die Entstehung des homo sapiens (sapiens) ausmachte. Von da weg zur Geschichte war es zwar ein zeitlich langer, geistig aber doch relativ kurzer Schritt, den alle Kulturen getan haben.

Viktor Pöschl umreißt in seinem Aufsatz *Die römische Auffassung von Geschichte* (in: *Geschichtsbild und Geschichtsdenken im Altertum*, hsg. von José Miguel Alonso Nuñez, Darmstadt 1991) das Problem folgendermaßen: „Geschichtsschreibung ist ein Akt der Selbstbesinnung und der Selbstbehauptung. Sie entsteht aus großen Bedrohungen, aus tiefgreifenden Veränderungen des bisherigen Weltgefüges. So haben die Perserkriege Herodot hervorgebracht, der Peloponnesische Krieg Thukydides, der Einfall der Goten Augustinus' Werk 'De civitate Dei'...“.

Überspitzt formuliert: Nur eine bedrohte oder sich formierende bzw. wandelnde Identität wird sich ihrer selbst bewußt, erkennt ihren „Wert“ und sucht ebendiesen zu bewahren. Wie? Ganz einfach: durch den Rückgriff auf „früher“, auf die Zeit, die Ereignisse, die – wirklich oder angenommenermaßen – zur Entstehung dieser Identität führen/geführt haben; und schon ist Geschichte entstanden! Auf diesen Voraussetzungen fußt der m.E. zutreffende Einwand, daß Historie eigentlich nur eine reagierende, nie eine agierende sein kann, da sie auf bestehende oder entstehende Bedürfnisse und Fragen zu reagieren hat. Kurzum: sie hat Antwort zu geben auf immer neue, immer andere Fragen, die an sie herangetragen werden. Die „Größe“ eines Historikers definiert sich u.a. wohl auch dadurch, wie rasch es ihm/ihr gelingt, solche neue Fragen zu erkennen und zu beantworten; geniale Geister erkennen oder errahnen dies, schon bevor es den Fragenden eigentlich bewußt wird.

In Rom begann nach den Punischen Kriegen – vor allem nach dem zweiten, der letztendlich die Bereitschaft, eine mediterrane Großmacht, ein „Weltreich“ zu werden, herbeiführte – die Befassung mit der eigenen Geschichte durch eine eigenständige Geschichtsschreibung (vgl. die *Origines* des M.P. Cato Censorius).

Auch mittelalterliche Autoren greifen aus ähnlichen Gründen zur Feder; als Beispiel diene der „älteste Tiroler Geschichtsschreiber“, Abt Goswin von Marienberg, dessen Chronik auch als Reaktion auf die „Bedrohung“ kirchlicher Institutionen durch machthungrige Feudalherren, allen voran Graf Meinhard II. von Tirol (1258-95) und seine Nachfolger zu sehen ist; hatten diese doch ihre Grafschaft fast ausschließlich auf deren Kosten ausgebaut und gefestigt.

Im Spätmittelalter kommt es bei den sich mehrenden (meist sehr „gelehrten“) historischen Werken verstärkt zu einem Rückgriff auf schriftliche Vorlagen – Quellen – die der „...Begründung eines historisch fundierten Selbstbewußtseins...“ der entstehenden Territorialstaaten („nationes“) oder aufblühenden Städte dienen. Geschichte bekommt dabei – neben Unterhaltung, Belehrung, Begründung oder Propaganda – zunehmend die Funktion „...eines Garanten des Weiterlebens von Gemeinschaften...“ (F. Graus, in: *Geschichtsschreibung und Geschichtsbe-*

wußtsein im späten Mittelalter, hsg. von Hans Patze, Sigmaringen 1987).

Allerdings, Geschichtsschreibung wie wir sie heute verstehen, ist dies eigentlich noch nicht; sie entsteht erst in der Aufklärung; bahnbrechend ist da Voltaires Geschichte Karls XII. (1731)! Was zeichnet diese neue Art von Geschichte aus? Laut Wilhelm Dilthey waren ihre Grundlagen "...eine ganz vorurteilsfreie Anwendung der historischen Kritik, welche auch vor den höchsten Heiligtümern der Vergangenheit nicht haltmachte, und eine Methode der Vergleichung, die alle Stadien der Menschheit umspannte..." (Gesammelte Schriften, 3. Band, Neuauflage Stuttgart 1959, S. 210). Das zweite Standbein unseres heutigen Geschichtsverständnisses ist das in Romantik und Idealismus wurzelnde neue geschichtliche Bewußtsein des Historismus, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts entsteht und die Geschichte endgültig zur Wissenschaft macht. Mitausgelöst haben die unglaubliche Hausse der Geschichtswissenschaft in diesem Jahrhundert natürlich auch die radikalen Umwälzungen Europas im Gefolge von Französischer Revolution und napoleonischen Kriegen, das Ende des Ancien Regime und damit des endgültigen Endes des Mittelalters. Dieser Umstand, in der Folge gepaart mit rasanten wirtschaftlich-sozialen Änderungen ergibt ein starkes Bedürfnis nach Verortung in ebendieser mittelalterlichen Vergangenheit, deren Erforschung Kernstück der Historiographie des 19. Jahrhunderts ist.

Als ihre Aufgabe sieht es diese Geschichtswissenschaft jetzt aber nicht mehr, das Fortschreiten der Menschheit zu mehr Licht und mehr Freiheit wie zur Zeit der Aufklärung aufzuzeigen, sondern darzustellen, "Wie es eigentlich gewesen ist!" (Leopold Ranke). Von den methodischen und wissenschaftstheoretischen Auswirkungen dieses Postulates zehren wir noch heute. Allerdings hat eine beträchtliche Anzahl der damaligen Historiker diesen Satz als Pflicht zur völligen Enthaltbarkeit von jeglicher Interpretation und Wertung aufgefaßt und sich stattdessen mit wahrem Bienenfleiß in der Anhäufung von Bergen leeren, toten und häufig kaum verwertbaren Materials im wahrsten Sinne des Wortes erschöpft.

Frühester, prominentester und nach wie vor aktueller Kritiker dieser Art von Geschichtsschreibung war Friedrich Nietzsche durch sein Essay Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (erschieden als zweite seiner Unzeitgemäßen Betrachtungen zwischen 1873 und 1876). Der vorherrschenden professoralen Katheder-Historie wirft Nietzsche vor, nutzloses Wissen anzuhäufen, ohne einen Bezug zum eigentlichen Zweck jeder menschlichen Tätigkeit, zum Leben. Und eben dieses Problem ist nach wie vor aktuell: Welche wirkliche Erkenntnis kann Geschichte liefern? Welche Folge könnte diese Erkenntnis für das praktische Leben haben? Nietzsche selbst gibt nur auf Umwegen eine Ant-

wort: Bezogen auf die Klassische Philologie sieht er darin keinen Sinn, „...wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß – das heißt gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit – zu wirken...“.

Wie gehabt – alles schon dagewesen: Nihil de novo sub sole! Viele Zweifel, Einfälle und Gedanken, die uns heute bewegen, wurden schon von den uns vorausgegangenen Historiker- und Gelehrtengenerationen erkannt und gedacht. Trotzdem muß jede Generation dieselben Fragen vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen zu beantworten suchen! Wie steht es also um die Historie heute?! Welches ist ihre Aufgabe, ihr Stellenwert?!

Da ist einmal festzuhalten, daß noch nie soviel über Geschichte geforscht, aber auch noch nie soviel über sie gelesen und gesehen wird; gesehen deshalb, weil auch diese Wissenssparte immer mehr über audiovisuelle Medien vermittelt wird. Wird die Materie nicht zu trocken und zu „spezialistisch“ dargeboten, ist ihr ein starkes Interesse sicher. Eine Bemerkung am Rande: Gut erzählte Geschichte, auch als Rückgriff auf den ursprünglichen Charakter von Geschichtsschreibung als „Geschichten erzählen“, befindet sich dabei sicher im Vorteil gegenüber der professoralen.

Gründe für dieses nach wie vor wachsende Interesse mag es viele geben: Nostalgie und Romantik mögen für viele Menschen Antrieb oder Hauptanliegen für die Beschäftigung mit der Materie sein. Dahinter steckt eindeutig das wachsende Unbehagen den rasanten Veränderungen gegenüber, denen die Welt immer rascher ausgesetzt ist. Um damit zu Rande zu kommen, brauchen wir alle eine Verortung, einen Anker. Die andere Seite dieser Medaille ist die stetig zunehmende Tendenz der Historisierung und Musealisierung sämtlicher Lebensbereiche. Von allem und jedem gibt es mittlerweile eine Geschichte und ein Museum: Geschichte der Düfte, Geschichte des Todes, oder: Museum der Arbeit, Museum der Schule... Alle diese Dinge – mögen manche von ihnen auch noch so abstrus klingen! – haben ihre Berechtigung, weil es anscheinend ein Bedürfnis dafür gibt, führen aber unausweichlich zu einer weiteren Fragmentarisierung unserer Lebens- und Erfahrungswelt.

Um dem zu begegnen, hilft nur der Blick zurück, in eine scheinbar klarere, geordnetere und überschaubarere Vergangenheit! Damit kommt der Muse Klio auch noch die Aufgabe zu, Mythos- bzw. Religionsersatz in einem säkularisierten, postindustriellen Zeitalter zu sein! Ob sie dem gerecht zu werden vermag? Fest steht jedenfalls: Solange die Welt sich in diesem Ausmaß verändert, wird es diesen Wissenszweig auch weiterhin geben, wenngleich in veränderten Formen als zeitgemäße Antworten auf veränderte Fragen.

Bleibt zum Abschluß nur noch die Frage zu stellen, wie soll jetzt und heute Geschichte betrieben werden, wie sollen wir heutige Historiker an das Fach herangehen. Ich für meinen Fall habe mir drei Leitlinien zu-rechtgelegt, an denen ich meine Arbeit auszurichten versuche:

1. Wie ist es dazu gekommen bzw. was ist geschehen?
2. Welches Bild wurde davon gezeichnet und zu welchem Zweck?
3. Was können wir aus den Ereignissen lernen?

Zum ersten: Es ist naturgemäß der erste Schritt historischen Arbeitens und Erkennens; die Quellen müssen ausfindig gemacht, die Fakten oder Verhältnisse rekonstruiert, interpretiert und dargestellt werden. Dabei gilt es festzuhalten, daß die Tatsachen immer vielfältig und mehrdeutig sind, über unseren Wissenshorizont hinausreichen und niemals eindeutig als wahr und endgültig angesehen werden können.

Zum zweiten: Hier geht es darum herauszufinden, welches Bild vergangener Ereignisse oder Zustände wir bei der Arbeit vorgefunden haben bzw. uns beigebracht wurde. Dabei ist davon auszugehen, daß niemand "im luftleeren Raum" arbeitet, auch nicht der Geschichtsschreiber weit zurückliegender Epochen, daß also bestimmte Interessen oder Ausrichtungen immer vorhanden sind; diese gilt es zu entdecken und herauszuarbeiten. Letztlich geht es auch darum, den Zusammenhang zwischen eigener wissenschaftlicher Erkenntnis und der wissenschaftlichen Arbeit der Gesamtgesellschaft zu finden, bzw. sich klar zu werden über Sinn und Ziel des eigenen wissenschaftlichen Erkennens und Arbeitens: Wozu tue ich das, wofür kann es verwendet werden (was jedoch nicht im rein utilitaristischen Sinn aufzufassen ist)? Geschichte muß zugleich Kritik an der Gesellschaft sein.

Zum dritten: Es geht hier nicht sosehr um die abgegriffene Floskel von den Menschen, die aus der Geschichte nur lernen, daß sie nichts lernen; sondern es ist durchaus möglich (und legitim), Fragen der Gegenwart an die Vergangenheit zu stellen, sich Entscheidungshilfen aus der Vergangenheit zu holen: Wie sind Menschen anderer Epochen dieses und jenes Problem angegangen? Wie sind sie mit ihren ungelösten Sorgen und Fragen umgegangen? Die möglicherweise daraus resultierende Erkenntnis, daß viele Dinge bereits irgendeinmal angegangen, "bewältigt" werden mußten, hat irgendwie etwas Beruhigendes, Befreiendes an sich, läßt die Gegenwart weniger "fremd" erscheinen. Dabei bleibt der erkennende Mensch eingebunden in die Sichtweise seiner Zeit, das Verstehen vergangener Dinge bedeutet aber das klare Bewußtwerden der eigenen Geschichtlichkeit.

Jedes dieser drei Postulate für sich genommen reicht aus, historisches Arbeiten zu legitimieren; aber nur alle drei vereint ergeben m.E. ein historiographisches Gesamtkonzept, das der Vielfalt der Anforderungen an historischem Arbeiten eher gerecht wird. Es ist wohl schon aufgefal-

len – möge mir aber nicht als großtuerisches Gebabe angekreidet und also verziehen werden –, daß diese drei Grundthesen sich am Kritischen Rationalismus (1), an der Kritischen Theorie (2) und der Hermeneutik (3) orientieren. In einfacheren und knapperen Worten – als Abschluß wiedergegeben – hat die Historie in meinen Augen folgende drei Aufgaben: Erklären, was eigentlich geschehen ist; Mythen zu enttarnen; Lebenshilfen zu liefern.